

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 59 (1965)
Heft: 10

Artikel: Chinas weltliche Religion
Autor: Karol, K.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-141035>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und kein Unglück, keine Geißel, keine Not, kein Elend und keinen Hunger, kein Mühen und keine Versuchung, keine Tücke, keine Krankheit, kein Leiden und keine Armut gibt, die Gott nicht gekannt und für die Menschen in Jesus Christus ertragen hat. Er hat den Tod selbst für die Menschen ertragen und hat damit ein für allemal die Macht des Todes gebrochen.

Dieses Ereignis wird von den Christen für das Heil aller Menschen bekannt und gefeiert und bezeugt in ihrer täglichen Arbeit und Anbetung.

Christ werden und sein bedeutet daher, die unglaubliche Freiheit zu gewinnen, daß man die Last der täglichen, gewöhnlichen, vieldeutigen, vorübergehenden, vergehenden Existenz der Menschen teilen kann, sogar bis dahin, daß man wirklich den Platz eines anderen Menschen einnimmt, ob er nun mächtig oder schwach, gesund oder krank, gekleidet oder nackt, gebildet oder ungebildet, sicher oder verfolgt, selbstzufrieden oder kleinmütig, stolz oder vergessen, behaust oder heimatlos, satt oder hungrig, frei oder gefangen, jung oder alt, weiß oder schwarz, reich oder arm ist.

Für einen Christen sind Armsein und die Arbeit bei den Armen nicht konventionelle Wohltätigkeit, sondern ein Gebrauch der Freiheit, die Christus den Menschen gebracht hat.

Aus: William Stringfellow, «Mein eigenes Volk ist mein Feind», Kreuz-Verlag.

Chinas weltliche Religion

Wer China durch einen kurzen Besuch oder eine Unterhaltung zu verstehen hofft, wird enttäuscht werden. Mit unseren westlichen Begriffen ist oft nichts anzufangen. Ziele und Erfolge eines Regimes müssen in ihrem sozio-historischen Rahmen gesehen werden. Das Beispiel der industrialisierten Länder und derer, die in der Industrialisierung begriffen sind, hilft nichts. Überall anderswo als in China bewirkt die Industrialisierung nicht kollektivistisches Gleichheitsstreben, sondern begünstigt eher soziale Ungleichheit. Das hat zu seinem Kummer auch Stalin erfahren müssen. Man will es damit erklären, daß der Charakter des chinesischen Volkes anders sei und China niemals am Privateigentum gehangen habe. Aber wenn das so ist, warum hat China in seiner 4000jährigen Geschichte nie eine kollektivistische Doktrin entwickelt?

Vom Augenblick meines Eintritts in China war ich erstaunt über das Fehlen der Armut. Gewiß gehen im Zentrum von Kanton die Kinder barfuß, aber betteln tun sie nicht. Man kann sein Gepäck im unverschlossenen Wagen lassen, es wird nicht gestohlen. Alles ist sauber, fast poliert. Liegt das auch am chinesischen Charakter? Aber

Hongkong ist eine chinesische Stadt, und dort ist es ganz anders. Oder heißt die Antwort: Kommunismus. Aber Russland ist auch kommunistisch, und es ist kein Muster von Sauberkeit noch von Ehrlichkeit.

Man kann China nicht erklären durch seine wirtschaftliche Rückständigkeit oder durch seinen Volkscharakter oder seinen Kommunismus. Diese Dinge spielen mit, sind aber nicht entscheidend. Man darf auch seinen Konflikt mit Russland und seine Boykottierung durch die «freie» Welt nicht außer acht lassen.

Einige Erfahrungen auf unserer Reise durch China sollen die Stelle der Erklärungen vertreten. Wir sind 10 Wochen lang quer und lang durch das Land gereist, haben 15 Städte und ebenso viele Landkommunen besucht und haben dabei mit vielen lokalen Führern gesprochen. An verschiedenen Orten hatten wir öffentliche Diskussionen mit Professoren, Studenten usw., und am Ende meines Besuches konnte ich mit den nationalen Führern, von Mao abwärts bis zu dem Direktor für Propaganda und Kultur über den chinesischen Kommunismus sprechen.

Es gab immer Überraschungen in diesen Unterhaltungen. Meine Gesprächspartner waren sehr gebildete Menschen, aber das hinderte nicht, daß plötzlich einer sagen konnte: «An den Orten, wo Maos Gedanken korrekt angewandt worden sind, hat die Reisernte merklich bessere Ergebnisse geliefert.» Das ist keineswegs nur Persönlichkeitskult. Die Chinesen sprechen immer von Maos «Gedanken» als von etwas in eigenem Recht.

Um die Ergebnisse dieses «Gedankens» zu verstehen, müssen wir zunächst die Geschichte eines Helden erzählen, der den Gedanken in die Praxis überführte. Das Leben dieses einfachen Soldaten der Befreiungsarmee war so beispielhaft, daß Mao das Schlagwort prägte: «Lerne von Lei Feng.»

Lei Feng war der Sohn armer Eltern, die von einem reichen Grundbesitzer erbarmungslos ausgebeutet wurden. Ihn selbst ertappte einmal der Herr beim Holzsammeln im Walde und wollte ihm die Hand abschlagen. Das gelang ihm nicht, aber Lei Feng trug solche Spuren davon, daß er später nur auf die Hand zu blicken brauchte, um an die Grausamkeit des alten Regimes erinnert zu werden. Nachdem er von der Roten Armee gerettet und auch von ihr erzogen wurde, beschloß er, sein ganzes Leben in den Dienst seines Volkes zu stellen. Geld lockte ihn nicht. Was er verdiente, gab er an die Opfer von Überschwemmungen und anderer Katastrophen. Wo ein Arbeiter fehlte, griff er zu. Weder gab er sich zu erkennen noch nahm er Belohnungen und Ehrungen an. Bei seinem Tode hinterließ er eine Botschaft an sein Volk: «Das Leben ist kurz, aber die Möglichkeiten, seinem Volke zu helfen, sind unbegrenzt.»

Heute gibt es Millionen von Lei Fengs in China.

Man muß verstehen, daß dieser Mann nicht aus Motiven der

Nächstenliebe handelte. Sein Wegweiser war «korrektes politisches Denken». «Das ist das einzige, was China in der Vorwärtsbewegung erhalten kann», sagte der Chefideologe Cheong Yang.

Der Grundstein des chinesischen kommunistischen Gebäudes liegt in diesem «korrekten politischen Denken». Das Schlagwort sagte uns zunächst nicht viel. Auch in anderen kommunistischen Ländern wird großes Gewicht auf politisches Denken gelegt. Aber hier liegt etwas anderes vor. In Russland ist beruflicher Erfolg genügender Beweis politischer Bewußtheit. Er bedeutet an sich Unterstützung der Partei. Nicht so in China. Hier zählen die Ergebnisse einer Arbeit weniger als ihre Beweggründe. Nur diejenigen, die beweisen können, daß ihre Arbeit von «korrektem politischen Denken» geleitet wird, werden als wertvolle Mitglieder der Gesellschaft angesehen. Und wie gelangt man dazu? Die Antwort scheint einfach: «Studiere die Werke Maos.» Aber das genügt nicht. Niemand wird nach seinen theoretischen Kenntnissen beurteilt. Der Zuschnitt des täglichen Lebens muß erweisen, daß man Mao nach Geist und Buchstaben begriffen hat. Das geringste Anzeichen von Egoismus disqualifiziert. In Peking erzählte man mir den Fall eines untadelhaften kommunistischen Streiters, der mit einem Ministeramt belohnt worden war. Er war kaum in seinem neuen Amt, als er sich einen Wagen bestellte. Das führte zu seiner augenblicklichen Entlassung.

Weil das «korrekte politische Denken» offenbar zu jedermanns Nutzen gereicht, so ist es Pflicht, jedem den Zutritt dazu zu erleichtern. In den Fabriken werden dazu regelmäßig Diskussionen veranstaltet. In einer Versammlung, der ich beiwohnte, gab ein junger Student bekannt, wie er zur Einsicht gelangt sei. Ihm war es seiner Intelligenz wegen leicht geworden, aber mit weniger Begabten muß viel Geduld aufgewendet werden. Ich fragte: «Geschieht das alles öffentlich?» Die Antwort war: «Warum nicht? Der Zweck ist doch nicht, jemand auszuschließen, sondern ihn den Weg finden zu lehren.» Ich machte keine Einwendungen. Kein Chinese, ob hoch oder niedrig, schien meine Vorbehalte gegen öffentliche Selbstkritik zu verstehen.

Ich besuchte 26 verschiedene Fabriken. Die Organisation ist überall etwa dieselbe. Die Arbeiter arbeiten in Gruppen von 40 bis 100. Jede Gruppe wählt ihren Vormann jährlich. Die Mitglieder der Gruppe helfen einander und teilen die Arbeit unter sich auf. Über Löhne und Zuwendungen wird kollektiv entschieden. In jeder Gruppe fragte ich, ob die relative Autonomie der Gruppen nicht zu Auseinandersetzungen über die Löhne führe. Ich erhielt immer die gleiche Antwort: «Unsere Arbeiter haben genügend politische Bewußtheit, um den Grundsatz zu verstehen: jedem entsprechend seiner Leistung. Sie tun ihr bestes, nicht, um Geld zu verdienen, sondern, um den Sozialismus zu entwickeln. Deshalb diskutieren sie auch die Löhne nicht. Überhaupt entscheidet die Gruppe nicht souverän. Es gibt eine nationale Skala, die die Löhne in acht Klassen teilt.»

Es wäre nutzlos gewesen einzuwenden, daß Menschen keine Engel sind, und daß chinesische Arbeiter viele unbefriedigte Bedürfnisse haben. An der totalen materiellen Uninteressiertheit der Arbeiter zu zweifeln, hieße ihnen das «korrekte politische Denken» absprechen, hieße, daß das Studium der Werke Maos nicht genüge, um ihre Mentalität zu ändern. Darauf aber wird so großer Wert gelegt, daß politische Führer, Intellektuelle und freiberuflich Tätige verpflichtet sind, in Fabriken und Kommunen zu arbeiten, um ihre kollektivistische Einstellung zu sichern.

Der Gedanke, daß politische Führer und Intellektuelle Handarbeit tun sollen, stammt aus der Zeit der Roten Republik von Yenan. Die Chinesen sagen, daß damit die beste Garantie gegen Entstehung einer Bürokratie und eines Überwertigkeitsgefühls gegeben sei. Es vermindert die Distanz des Geistes zu der Handarbeit, die früher in China verachtet war, ist also ein hervorragendes Instrument im Kampf um die Gewinnung «korrekten politischen Denkens». Von 1970 ab sollen alle Schulen nach dem Grundsatz «halb Schule, halb Arbeit» arbeiten.

Ist die Erklärung für dieses System einfach die, daß Mao möchte, daß alle Chinesen seine eigenen Erfahrungen machen? Ich glaube, die Frage ist weit komplizierter. Die Männer, die China heute regieren, haben sich, gegen alle Erwartungen, durchgesetzt, weil sie den Versuchungen des Geldes nicht minder als ihren Feinden Widerstand leisten konnten. Ihre Unbestechlichkeit und ihr Idealismus setzte sie instand, die fast unglaublichen Schwierigkeiten des Bürgerkrieges zu überwinden. Ist es ein Wunder, daß sie nun an die einzigartige Bedeutung solcher Mittel glauben?

Wenn China nun auch Verzicht und Gleichheit auf den Thron setzt, so mindert das nicht seine Sorge um die Entwicklung seiner Leichtindustrie. Webwaren zum Beispiel sind von ausgezeichneter Qualität und großer Mannigfaltigkeit. Von mönchischer Bescheidenheit ist keine Rede. In den Fabriken behindert die doktrinäre Rede in keiner Weise Initiative und Erfindungsgeist. Überall herrscht fiebrige Tätigkeit, einer den andern anspornend. In Peking traf ich einige französische Ingenieure, die voller Lob für den chinesischen Unternehmungsgeist waren. Einer sagte ganz ärgerlich zu mir: «Was soll dieses Gerede vom korrekten politischen Denken eigentlich?» Ich versuchte eine Erklärung, aber er sagte: «Ich glaube nicht, daß politische Bewußtheit in der modernen Technik von irgendwelchem Nutzen ist. Aber eines ist sicher: In China gibt es nirgends so etwas wie einen ungelernten Arbeiter. Sie sind alle außerordentlich kompetent und fähig. Heute sah ich, wie verschiedene Arbeiter an einem einzigen Morgen eine komplizierte Präzisionsmaschine in Gang setzten. Das wäre in Frankreich nicht möglich.»

Es ist erstaunlich, wie man um Qualität bemüht ist. Selbst in der Schwerindustrie, erklärte mir mein Führer, produziere man lieber weniger aber gut. Schon in Yenan habe Mao gesagt, Sozialismus dürfe

nicht den Abstieg in der Qualität der Waren bedeuten. Alles, was das alte China habe tun können, könne das neue auch, nur besser. Aber eine andere Erklärung liegt darin, daß China ein System der Verteilung hat, das ungleich flexibler und wirksamer als das anderer kommunistischer Länder ist. Der Direktor des Planungsamtes Shanghai sagte: «Wenn wir Vertrauen in die politische Bewußtheit des Arbeiters setzen, so missachten wir doch nicht die Gesetze des wirtschaftlichen Mechanismus. Wir haben Tausende von Warenhäusern, deren Aufgabe es ist, die Waren zu verteilen. Aber sie kaufen keineswegs eben alles. Sie schließen Verträge mit den einzelnen Fabriken, unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der Bevölkerung. Unsere Gesetze bestrafen Lieferanten, deren Waren nicht den Verträgen entsprechen. Das kommt nicht oft vor, weil die Warenhäuser selbst Beobachter in die Fabriken entsenden. Wir perfektionieren auch nicht Prototypen, bevor wir die Reaktion der Bevölkerung erfahren haben. Die Preise werden zentral festgelegt, wobei sowohl die Produktionskosten als auch die Kaufkraft des Volkes in Betracht gezogen werden. Der Staat subventioniert regelmäßig einige lebensnotwendige Produkte, besonders landwirtschaftlicher Art. Damit verhüten wir die Ausbeutung des Landes durch die Städte und außerdem Unregelmäßigkeiten in der Belieferung der Städte.

In jeder chinesischen Stadt fand ich wohlversehene Kaufläden, so daß es eine Ausnahme ist, daß ein Arbeiter in Kleidung und Schuhzeug das nicht findet, was er wünscht. Die Mannigfaltigkeit der Esswaren überraschte mich. Auf dem Markt einer kleinen Stadt zählte ich nicht weniger als 40 verschiedene Gemüsearten. Reis ist noch rationiert, aber Fleisch und Fisch ist in jeder Menge zu haben. In Nanning, wohin wir nur einen Ausflug gemacht hatten, gingen wir in ein gewöhnliches Restaurant. Wir waren ohne Begleitung, und niemand erwartete uns. Wir studierten das Menü. Es enthielt 16 verschiedene Fischgerichte (Fisch ist eine Spezialität der Gegend), deren keines mehr als 90 Rappen kostete. Überall in China, in Restaurants, in Hotels, beim Friseur usw. wird man aufmerksam bedient, wobei Geld nicht der Anreiz zu sein scheint. Auch das geringste Trinkgeld wird konsequent zurückgewiesen.

In der Landwirtschaft kann man an der Verschiedenheit der Löhne in den verschiedenen Kommunen nicht vorbeisehen. Ich fand nicht zwei Kommunen, wo die Bezahlung die gleiche war. Es gibt Unterschiede von 60 zu 600 Yuan jährlich. In der Industrie ist das Verhältnis zwischen höchstem und niedrigstem Lohn niemals kleiner als 1:3. Woher der Unterschied? Die Chinesen versuchten 1958 völlige Gleichheit in der Bezahlung einzuführen, als sie die Kommunen in ihrer strengsten Form errichteten. Jeder Arbeiter sollte, so hart er konnte, arbeiten und dafür alles, was er brauchte, frei erhalten. Das System bewährte sich nicht. Es wurde nicht genügend für die Städte und zugleich für die Kantinen der Kommunen produziert, und dazu

wurde das Experiment von einer Serie von Naturkatastrophen begleitet. So mußte eine minder strenge Form gefunden werden. Die Riesenkommunen wurden aufgeteilt. Die Grundeinheit ist nun eine Arbeitsgruppe, gewöhnlich von der Größe eines Dorfes. Jeder wird nach seiner Leistung bezahlt, die natürlich von Boden und Klima abhängig ist. Das System ähnelt dem der Kolchose, aber mit einem Unterschied. Anders als in Russland, sind die Kommunen zugleich Verwaltungsorgane mit der Berechtigung, zu großen Unterschiede auszugleichen und das Los großer Familien zu erleichtern.

Die Mechanisierung der Arbeit ist noch wenig vorgeschritten, aber indem er das zugab, fügte der Arbeitsminister hinzu: «Niemand ist in den Jahren der größten Naturkatastrophen an Hunger gestorben, und niemand hat aus den schlimmst betroffenen Gebieten ausziehen müssen. Wir betrachten die Landwirtschaft als das Grundelement unserer Wirtschaft und müssen uns deshalb von den Russen sogar schelten lassen.»

Der Hinweis auf Moskau war nicht zufällig. Die Chinesen erklären ihr System durch die Gegenüberstellung mit dem russischen. Als Russland das Profitmotiv einzuführen versuchte, verdoppelte China seine Anstrengungen, um jede Spur materiellen Antriebs auszumerzen. Die Russen gaben ihre Absicht, Studium und Arbeit zu vereinigen, auf, die Chinesen erwideren sofort mit der Einführung des Systems «Halb Studium, halb Arbeit».

Natürlich sagen die Chinesen, daß sie immer anders verfahren sind als die Russen und daß sie in ihrer Roten Republik des Nordwestens viel mit originellen und kollektivistischen Methoden experimentiert haben. Unser Besuch in Yenan bestätigte diesen Eindruck. In diesem halbwüsten Gebirgsland wußten Mao und seine Leute, wie man in «enthusiastischer Einfachheit» lebt, und sie erzogen mehr als eine Million Menschen zu dieser Lebenshaltung. Mao selbst bearbeitete den Boden, lehrte in einer antijapanischen Akademie, hielt Vorlesungen über Kunst und beteiligte sich an der Arbeit des Generalstabes. Alle anderen waren ebenso wendig und unberührt von jedem Profitdenken. Gegenseitige Hilfe und Selbstlosigkeit wurden ihnen zur zweiten Natur.

Heute regieren diese Menschen China. Ich begegnete ihnen überall, und jeder von ihnen, sei er Bürgermeister, Intellektueller, Fabrikdirektor oder hoher Beamter, fand immer einen Anlaß, mit dem Stolz des Veteranen einer großen Zeit, an die alten Tage von Yenan zu erinnern.

Aber wie dem auch sei, nachdem sie die Macht ergriffen hatten, wurde ihnen klar, daß sie Hilfe brauchten. Sowjetische Spezialisten kamen in hellen Haufen mit Koffern voll Lösungen für alle möglichen Probleme. Auf einigen Gebieten hatten die Chinesen schon Entscheidungen getroffen, und niemand — auch Stalin nicht — hätte vermocht, sie von dem eingeschlagenen Weg abzudrängen. Darum ist

China niemals ein getreues Nachbild der Sowjetunion geworden. Aber in Dingen, wo die Chinesen keine Erfahrung hatten, nahmen natürlich die Russen die Führung. Einer der großen Wirtschaftssachverständigen gestand mir, daß alle Planungsmethoden zunächst von Rußland importiert worden seien. «Aber jetzt», fügte er hinzu, «sind wir Chruschtschew dankbar, daß er uns auf unsere eigene Kraft zurückgeworfen hat. Er wollte uns vernichten, aber er half uns nur, dynamischer und selbstsicherer zu werden.»

Die Reaktion auf sowjetische Methoden kann man nicht als ein vorübergehendes Phänomen ansehen. China ist, wie auch Rußland, wesentlich eine «pädagogische Gesellschaft». Die Kommunisten, die diese beiden Staaten regieren, sind überzeugt von der unbegrenzten Fähigkeit ihrer Partei, Entscheidungen zu treffen, und von dem Recht ihrer Einmischung in alle Gebiete menschlicher Tätigkeit. Sie halten es für ihre Pflicht, Vorschriften zu machen über die beste Art zu heiraten, zu malen, Ping-Pong zu spielen oder Mais zu pflanzen. Beide Länder sind ungeheure Schulen, in denen die Regierung das Volk über den Sozialismus belehrt. Nichts ist dem Zufall überlassen. Jede Frage des Tages muß offiziell interpretiert werden.

Diese Grundeinstellung ist weder für Moskau noch für Peking fraglich. Verschiedener Meinung sind sie nur über die Qualität der Schulung. Die Mentalität junger Russen und junger Chinesen wachsen auseinander. Nur ein Wunder könnte ihnen die gleiche Sprache zurückgeben — wenn nicht der Grundsatz der Kontrolle aller Gebiete fallengelassen und Platz geschaffen wird für rationale und kritische Diskussion.

Was China anbelangt, so ist der Kult Maos derartig, daß die Aussicht auf eine solche Entwicklung minimal ist. Aber natürlich kann der Schein trügen. Das China von heute ist nicht stalinistisch. Stalins erste Maßnahmen waren gewesen, die chinesischen Führer zu exkommunizieren. Für ihn war der Glaube an Gleichheit und politische Triebkräfte eine besonders gefährliche Ketzerei, weil er indirekt der Basis der Gesellschaft eine gewisse politische Initiative erlaubt und ein Verlangen fördert, an politischen Entscheidungen teilzunehmen, was zu einem Kampf um Volkssouveränität führen könnte.

Ich kann nicht umhin zu denken, daß das chinesische System, das doktrinär im Extrem scheint, viel vernünftiger und flexibler als das stalinistische ist, wie es auch wirksamer als das des heutigen Rußlands ist. Die Grundentscheidung Chinas, individuellen Verzehr niedrig zu halten zugunsten kollektiven Vorteils, entspricht dem heutigen Stand seiner materiellen Mittel und gibt den Chinesen das Gefühl, daß ihr Lebensstandard in ständigem Steigen begriffen ist. Ein solches Gefühl gibt es in Rußland nicht. Diese Politik hat es ermöglicht, 100 Millionen Kinder zur Schule zu schicken, und sie gewährt jedem Arbeiter die Erfüllung seiner bescheidenen Wünsche. Ein solches Gleichgewicht zwischen materiellen Mitteln und Verzehr — sowohl individuell

wie kollektiv — ist in kommunistischen Ländern selten erreicht worden.

Ich glaube nicht, daß das alles zustande gebracht worden ist durch die Weisheit eines einzigen Mannes oder auch nur einer Gruppe von Menschen. Das zwingt mich zu dem Schluß, daß die chinesischen Führer mit einem System von Vorberatungen arbeiten, das ihnen ermöglicht, abstrakte und willkürliche Entscheidungen zu vermeiden. Freiheit der Rede ist in dieser «pädagogischen Gesellschaft» natürlich auf praktische Vorschläge beschränkt. Aber vielleicht weil diese tiefer in den Massen wurzeln, haben die Führer eine bessere Idee davon, wie solche Meinungsäußerungen von unten interpretiert und ausgenutzt werden können. Eines ist sicher: Wären Maos Reformer nur autoritär verfahren, die chinesische Gesellschaft wäre niemals zu ihrer heutigen Flexibilität und ihrem Dynamismus gelangt.

Bedroht der junge Riese nun amerikanische Interessen in Asien? Ja, wenn diese Interessen darauf hinauslaufen, den jetzigen Status quo in Asien zu erhalten. Als große asiatische Macht übt China selbstverständlich einen großen Einfluß auf seine Nachbarn aus. Als großes soziales Experiment spricht es die unterentwickelten Völker ungemein an und begünstigt revolutionäre Bewegungen allein durch die bloße Tatsache seiner Existenz. Aber die Politik eines «cordon sanitaire», eines wirtschaftlichen Boykotts und militärischer Drohungen, hat sichtbaren Schiffbruch gelitten. Chinas Einfluß auf Asien und seine Beteiligung an der Weltpolitik wird durch solche Methoden nicht behindert werden. Der Krieg in Vietnam zeigt, daß China, weit davon entfernt isoliert zu sein, mitten in der internationalen Szene ist und daß im Fernen Osten nichts ohne seine Mitsprache geordnet werden kann.

Die Russen, die eine Zeitlang glaubten, sie könnten Chinas Ideen auf die leichte Achsel nehmen, haben einen ähnlichen Fehler begangen. Es ist ihnen nicht gelungen, sie willfährig zu machen, und sie haben bei dem Versuch viel von ihrem Prestige verloren. In Peking wurden Chruschtschew's Reden im Wortlaut und ohne Kommentar veröffentlicht. «Lest und seht selbst, daß dieser Mann, der an die friedlichen Absichten der USA glaubt und an die friedliche Koexistenz mit ihnen, ein einfältiger Verräter ist.» Das ist die Lehre, die Mao den Kommunisten der ganzen Welt einhämmt, und sie wird täglich bestätigt, wenn die Amerikaner Bomben auf Nordvietnam, Russlands Verbündeten, abwerfen.

Gewiß sind die Chinesen keine Engel, und es wäre Torheit, zu glauben, daß sie aus dem Krieg in Vietnam nicht den größten Vorteil ziehen wollen. Mao lehnt es ab, einen Plan für russisch-chinesische Zusammenarbeit zugunsten Vietnams mit Kossygin zu diskutieren. Er verlangt als Vorbedingung, daß die Russen eine Mea-culpa-Erklärung für all die Irrtümer abgeben, die sie begangen haben, und sollten

die Amerikaner versuchen, Vietnam auf «ehrenvolle» Weise zu verlassen, so wird Mao nicht dabei mitwirken.

Die Chinesen wissen, daß sie in Vietnam große Gefahr laufen, aber sie meinen, daß sie das in Hoffnung auf große Vorteile in Kauf nehmen müssen. Sie wollen sich rächen an denen, die das Schicksal der Welt ohne ihre Mitwirkung lenken wollten und wollen der öffentlichen Meinung der Welt die Absurdität eines solchen Versuches demonstrieren. Das gelingt ihnen offenbar. Ein Land, das ein Viertel der Erdbevölkerung in sich schließt, kann nicht in Quarantäne gehalten werden. Lange vor dem Krieg in Vietnam haben Bevan und andere die Narrheit eines solchen Versuches gezeigt. Hätte man auf sie gehört, so wäre die Menschheit heute schon einen Schritt weiter in der friedlichen Koexistenz.

K. S. Karol

Aus: «New Statesman», 3. September 1965

Pierre Ceresole 1879-1945

Am 23. Oktober 1965 jährt sich zum zwanzigsten Mal der Todestag des Waadtländers Pierre Ceresole. Sehr bezeichnend für das Leben dieses großen Vorkämpfers für den Frieden war, daß seine Ideen, Auffassungen und Überzeugungen in außergewöhnlichem Maße mit seinen Taten und seinem Lebensweg eine Einheit bildeten. Das Prophetische in seinem Wesen soll in dieser kurzen Betrachtung zurückgesetzt werden: wir wollen uns vor allem seiner eigenständigen Persönlichkeit zuwenden.

Pierre entstammte der Familie des späteren Bundesrates Paul Ceresole und wuchs in Lausanne auf. Er war ein sehr begabter Schüler, von seinen Kameraden bewundert und geliebt. Schon als Sechzehnjähriger hatte er tiefgreifende religiöse Erlebnisse. Auf einem seiner langen, einsamen Spaziergänge wurde ihm als Jüngling eine Art Offenbarung zuteil, die er wie folgt beschrieb: «Ich bin eine heilige Verpflichtung der Wahrheit gegenüber eingegangen; eine Art Verkündigungsaufgabe, die vor allem darin besteht, die eigenen Fehler offen und frei einzugehen.» Etwas später fand er die Lösung aus einer Krise religiöser Zweifel in der Erkenntnis, «daß insbesondere die religiösen Ideen und Empfindungen zu entsprechenden Taten führen müssen».

P. Ceresole schließt sein Studium mit glänzenden Prüfungsergebnissen ab und wird Privatdozent an der ETH. Er sieht eine vielversprechende Laufbahn vor sich. Aber seine Gedanken nehmen eine andere Richtung. «Die Existenz, die sich mir da bietet, scheint von einer erschreckenden Nacktheit. Es wird Zeit, sich darauf vorzubereiten, endlich etwas für die andern zu tun.»